

Emanuel : Roman von Edwin Urnet [Fortsetzung]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Emanuel stand wie versteinert in der Zimmerecke. Seine Ärmchen hingen schlaff an dem Körperchen herunter. Nur die Finger zuckten unregelmäßig. Er war bleich; das Gesicht glich einer wächsernen Maske. Dann aber begannen seine Augenlider zu zucken. Seine Augen füllten sich mit einem fiebernden Glanze. Wie er nun auf dem Gesimse die Gestalt Titus' sah, die sich triumphierend aufwarf, so voller Bosheit war und in ihrem ganzen Gehaben herausfordernd aussah, da ergriff ihn eine fiebernde Wut und das Gefühl der Unvermögenheit diesem Widerpartner gegenüber, ließ ihn einen spannenden Schmerz empfinden, einen Schmerz, der so tief war, daß er ihn mit irgend einer Bewegung erlösen und entspannen mußte. So kam es, daß Emanuel nach dem nächsten Gegenstande griff (es war eine Pesaner Harlekinfigur), ihn auf den Boden schlug, und dann selbst in einem tiefen Weinkrampf auf dem Parkett niederstürzte.

Als Emanuel wieder, wie aus einer schweren Krankheit erwachend, aufstand, blickte er in das strenge Gesicht Herrn von Steins.

„Schäme dich,“ sagte dieser, mit der Hand auf die am Boden umherliegenden durchsichtigen Scherben weisend, „das ist unwürdig gehandelt, schäme dich.“

Emanuel wies mit der Hand auf Titus, der mit schuldloser Offenheit neben seinem Vater stand, und murmelte mit den bleichen Lippen etwas Unklares. Er empfand in diesem Augenblick, daß

hier in diesem Zimmer eine riesenhafte Ungerechtigkeit geschah. Er ahnte, daß auf der Straße ein Hund blutete, der, weil ihn der Hunger in den Gedärmen zum Bellen getrieben hatte, mit einem Glasstück beworfen worden war. Daß sich dies Tier all dieser Boshaftigkeit nicht erwehren konnte, und nun still am Straßenrand hockte, und seine blutige Pfote beleckte, und daß es zu gleicher Zeit oben im Hause Leute gab, die diese himmelschreiende Schmach aus irgendeinem Grund nicht fühlten, nicht begriffen. Er hörte noch, wie Herr von Stein sagte, der Harlekin habe so und so viele teure Franken gekostet, und dann stürzte er sich aus dem Zimmer, durchs Treppenhaus hinab in den Hof hinaus. Dort begegnete ihm der Lumpensammler, der ihn verwundert ansprach: „Kleiner, was hast du?“

Emanuel wollte etwas sprechen, fand aber für das, was so grenzenlos quälend in ihm vorging, die Worte nicht. Uebermals ging ein Weinen durch ihn, das das Körperchen vollständig erschütterte.

Ein paar Frauen liefen im Hofe zusammen und fragten, ob der Knabe, der da krankhaft zuckend in den Armen des Lumpensammlers lag, krank sei.

Die überfeine, dunkle Empfindsamkeit der Mutter übertrug sich auch auf den Sohn. Schon der Knabe war verschlossen und ging seinen eigenen Erlebnissen nach, die abseits vom Spielplatz der

andern lagen. Vielleicht daß die Stube, die in der kühlen Schattenseite des Hauses lag, dann aber auch die stille Bornehmheit des Stadtkreises mit den abgeschlossenen, geheimnisvollen Gärten, den breiten Straßen, und den weißen, von niedern Baumgruppen umschmeichelten Häusern, den Knaben bei der Entfaltung seiner frischesten Kräfte und Regungen hinderten. Es geschah in diesem Stadtteil zu wenig. Die Menschen lebten hier nicht in einer reg- und betriebsamen Gemeinschaft, sondern jeder befand sich hier mehr oder weniger allein, in hohen Zimmern, ausgestorbenen Häuserhöfen und in sonntäglichen Gärten. Um seinen Sprößling vor den einschläfernden Wirkungen dieses Milieus zu bewahren, hatte Herr von Stein eine eigene Methode. Er sorgte nämlich dafür, daß sein Sohn Titus sich so viel wie möglich in der Merkuria aufhielt. So hieß das große Gebäude am See, in dem sich eine Unzahl von Gesellschaftszimmern, eine große Halle für Konzerte und ein Pavillon mit regelmäßigem Restaurationsbetrieb befanden. Herr von Stein besaß im Verwaltungsrat dieses der Öffentlichkeit dienenden Gebäudes eine viel beachtete Stimme. Er war zugleich ein intimer Freund des Wirtes, der an der Spitze des Restaurationsbetriebes stand. Zuerst durfte Titus seinen Vater bloß zu den schwarzen Kaffees im Pavillon begleiten und mußte dann züchtig neben seinem Vater sitzen bleiben; erst später durfte er sich in dem Gebäude mit den zerstreuten Fluren und Zimmern und

Sälen auch zu andern Tageszeiten und ohne Begleitung des Vaters aufhalten und schließlich standen ihm alle Hallen, Zimmer und Gänge offen. Er strich sich durch die hohen Säle, wenn die Wände von lauten Burschen für kommende Festlichkeiten geschmückt wurden, warf sich in irgendeinen Stuhl eines Saalbalkons, wenn unten auf dem Parkett das bunte Treiben irgendeines Wohlfahrtsbazzars damit begann, daß unbewegliche Damen sich hinter ihre Stände stellten, oder, und das lag ihm am nächsten, spielte im Pavillon mit gleich alten Jungen, die in Begleitung ihrer Eltern zum Nachmittags- oder Abendkaffee erschienen waren. Es gab da für Kinder ein wahres Dorado für Versteck- und Polzeispiele. Rund um den Pavillon führten lange, meistens dunkle Korridore, oben in der Nähe der Galerie, die sich wie ein Kranz um den Saal legte, fand sich eine Anzahl versteckter Nischen und hinter dem Konzertpodium für das kleine Vergnügungsorchester lag ein verstaubter Raum mit alten Pauken und messingenen Bestandteilen von ausgebrauchten Musikinstrumenten.

Titus fühlte sich in der Merkuria als ein kleiner Fürst. Bei allen Spielen stellte er sich an die Spitze. Emanuel dagegen verspürte immer, wenn er sich in diesen Sälen mit den goldenen, überreichen Ornamenten aufhielt, eine seltsame Schüchternheit. Titus hatte hier jedesmal Macht über ihn. Emanuel überkam oft in diesem vornehmen Gebäude mit der sichern Geschäftlichkeit eines

hastigen Kellnerheeres eine plötzliche übermächtige Sehnsucht nach seiner Mutter. Er schlich sich dann plötzlich von seinen Gespielen weg und rannte über die Straße nach Hause, wo Frau Fischer über das sonderbare Wesen des Kindes, das sich so unvermutet ins Zimmer stürzte, sie umarmte und den Kopf fest und wie beschämt in ihren Schoß preßte, oft lächeln mußte, obgleich sie der Sache nie richtig auf den Grund kam.

In dem kleinen Unterhaltungsorchester der Merkuria wirkte ein Paukist mit, ein Original, ein seltsamer braunhaariger und krummgewachsener Kauz, der einmal die magere Brust voller hochfliegender Musikantenpläne getragen hatte, sich dann aber, weil ihm der Geist fehlte, vom Leben besiegen ließ und schließlich bei den Paukenschlägern landete, mit denen er auf dem Fell der Pauke seinem Kunst- und Höhendrang die Totenwirbel schlug. Der arme Teufel war gutmütig und redete obendrein noch sächsischen Dialekt, so daß seine Tragik zur Komik herabglitt. Da er sich in das farblose Schicksal ergeben hatte und deshalb in sich nichts mehr zu suchen vermochte, mußte er sich an ein Objekt klammern, das außerhalb seiner Seele lag. Dies Objekt war ein Zwergdackel, den man als ein mit zoologischer Materie geschaffenes Symbol vom dünnen Schicksal des armen Sachsen selbst hätte halten mögen. Der Dackel hatte zwei übermäßig treuherzige Augen. Er sah aus, als ob sich die Natur hier die groteske Laune gestattet hätte, zwei ihrer herrlichsten Perlen

einem elenden Plunderklumpen von hündischem Fleisch einzudrücken. Das Tier nannte der Musikant mit einem römischen Namen. Es ersetzte ihm Weib und Kunst.

Da der Sachse Neumann bloß ein ärmliches Dachzimmer besaß, das von aller Welt verlassen war und in dem er selber nach dem Rechten sehen mußte, war er gezwungen, seinen Dackel überall mitzunehmen und sich nie von ihm zu trennen. Auch abends nahm er ihn in einem Körbchen in die Mercuria mit, wo er ihn in der Kammer mit den alten Musikinstrumenten, im Bauche einer ausgedienten Pauke versteckte. Da der Leiter des Wirtschaftsbetriebes ein Mann war, der sich nur dem Säubern, Erakten und Gesunden verschrieb, mußte Neumann sehr darauf bedacht sein, daß jener von dieser Hundekomödie nichts erfuhr. Wenn Neumann auf dem Podium hinter seiner Pauke stand und er bemerkte plötzlich, wie der Wirt Blinghel irgendwo in der Nähe der Kammer mit dem Hundeversteck etwas zu schaffen hatte, lief es ihm eiskalt über den Rücken und manchmal begannen die Noten vor seinen Augen wie schwarze Schneeflocken zu tanzen.

Durch einen Zufall kam die Sache Emanuel und Titus zu Ohren, und sie überzeugten sich am Abend selbst davon. Als sie den Deckel von der Pauke abhoben, schillerten ihnen aus der Dunkelheit zwei mildleuchtende Punkte entgegen.

Titus begleitete die Entdeckung mit dem Ausruf: „Wenn dies Herr Blinghel sieht, fliegt Neumann,

das ist sicher," und auf Emanuels Vorschlag, niemandem das Geheimnis dieses armen Teufels von einem Musikanten zu verraten, lachte er geringschätzig und leicht höhnisch. Als er aber wahrnahm, wie Emanuel den Sachsen mitsamt dem Dackel in Schutz nahm und zu ihrer Verteidigung einen fast ängstlichen Eifer entwickelte, wurde sein Auge lebhafter, sein Kopf setzte sich stolz und herausfordernd in den Nacken. Er zog Emanuel am Rockärmel aus der Instrumentenkammer, zog ihn hinüber zum Büfett, wo inmitten wirbelnder Kellner und Mädchen mit weißen Schürzen der Wirt Blinghel stand. Er erinnerte an den Polizeimann auf dem Fischmarkt. Er zählte rote Coupons und ließ sich durch das Klirren hin- und hergestoßener Teller, das Knacken der Brotschneide und einer verrosteten Zitronenpresse, die aufgeregten Zurufe des Personals und die Musik, die vom Podium herunterkam und sich mit dem Glucksen der Kasse mischte, nicht aus der Ruhe bringen. Als Titus ihn über die weiße Marmorplatte des Korpus hin ansprechen wollte, gebot er, die roten Coupons mit einem Zeigefinger befeuchtend, zu warten. Titus wartete, Emanuel neben ihm, dem eine dunkle Traurigkeit in den Augen lag. Jetzt spielten sie auf dem Podium den Schlußmarsch. Wenn sie fertig wurden, ehe Titus mit dem Wirt Blinghel sprechen konnte, wäre der Sachse gerettet, dachte Emanuel, und er wartete fiebernd auf den Schlußakkord des Stückes. Einige Gäste erhoben sich bereits von den Tischen,

die Kellner begannen, die Tische zu räumen, die Musik war laut und pathetisch, die Pauke triumpierte, es ging dem Ende zu. Titus redete den Wirt noch einmal an: „Herr Blinghel,“ begann Titus zum dritten Male, „wir haben soeben entdeckt, daß in einer Pauke im Instrumentenzimmer ein Dackel verborgen wurde. Wir wissen auch, wem der Dackel . . .“

In diesem Augenblicke schrillte aus einer Ecke eine Geschirrplatte, die eine schwerfällige Magd fallen gelassen hatte. Die Scherben flogen wie herbstliche Blätter über den Boden. Blinghel drehte sich um, sein Gesicht wurde rot wie die Couponblätter, und er warf der erschrockenen Magd ein paar grobe Wortbrocken an den Kopf. Es verstrichen wieder einige Minuten und Emanuel dankte Gott dafür. Sachse und Dackel waren gerettet, wenigstens für diesen Abend. Am nächsten Tage wollte Emanuel den Musikanten warnen, sowohl vor Titus als auch vor Blinghel. Als Titus dem Wirt die Sache mit übertriebener Wichtigkeit verraten hatte, war der Musiker mit seinem Dackel bereits im Dunkel der Nacht verschwunden.

Emanuel hatte eine schwere Nacht. Ein Traum wechselte mit dem andern und jeder war aufregender und furchtbarer. In jedem Traum kam ein Tier vor, das gequält und gemartert wurde, aber auch irgend ein Mensch, dem man Leid zufügte. Manchmal war dieser Mensch klein, dicklich, er wiegte einen kleinen Kopf mit braunen Haaren

auf den Achseln und zwinkerte seltsam mit den Augen, während sein Mund immerfort schrie: „Ich bin der Sachse . . . Ich bin der Paukist, ist das nicht traurig.“

Am furchtbarsten war aber für Emanuel folgender Traum: Er saß am Fenster eines hohen Hauses, als unten auf der Straße ein kleiner Dackel mit übergroßem Kopf sich auf den Randstein setzte und nach dem Fenster herauf blickte. Da kam des Wegs ein großer Metzgerknecht mit struppigen Haaren und schmutzigen Flecken auf der weißen Schürze. Der Hund wich vor seinen dröhnenden Schritten scheu aus und drückte sich auf die Seite. Der Metzger aber wurde wütend und gab dem Tier einen starken Fußtritt. Der Hund flog zur Seite, wobei sein Kopf an den Randstein schlug; als er sich wieder erheben wollte, wirbelte er zwei oder dreimal im Kreise herum, dann ging es aber schließlich doch, und er drückte sich in weitem Bogen um den Menschen herum und schaute ihn mit großen, menschlichgerührten Augen an, als ob er an die Roheit dieses Menschen nicht recht glauben wollte. Der Metzger bückte sich, legte sich verstellend die Hände auf den Rücken und sagte ein paar Rosenamen. Der Hund machte immer treuere Augen, wedelte links und wedelte rechts, schlug einen Bogen und kam dann wieder näher, duckte sich ängstlich und nahm sich dann wieder zusammen. Schließlich versteckte sich der Metzger in einem Lammfell, sagte allerlei schmeichelnde Lockungen und streckte

dem Hund ein Stück Fleisch hin, solange, bis das Tier zaghaft näher kam. Im gleichen Augenblick aber, als sich das Tier sicher glaubte und dem Metzger die Hand lecken wollte, schoß dieser in die Höhe und schlug ihm den Schuh in den magern Körper hinein, daß sich dieser ganz zusammenbog. Jetzt kamen Leute hergelaufen, die mischten sich aus irgendeinem Grunde nicht in die Angelegenheit des Metzgers, sondern scharten sich in einem dichten aber groß gezogenen Kreise um den Schlächtergesellen und den verletzten Hund, so daß der letztere wie in einen Käfig eingesperrt war. Er versuchte zu fliehen. Die Leute aber machten ihm keinen Platz, sondern lachten, kreischten und klatschten in die Hände. Einige brüllten. Der Hund wurde von dem Metzger hin und her gehetzt, erhielt Faustschläge und Fußtritte. An seinen Beinen lief bereits das Blut die Sehnen hinab, sein Körper bog sich und zuckte, schlug sich zusammen und bäumte sich. Dann wieder beleckte das Tier mit langer Zunge sein blutendes Fell, aber zugleich wurde es wieder von einem Fußtritt des Metzgers getroffen. Es ging immer toller her, die Menschen brüllten immer wohlgefälliger und drängten sich immer mehr zusammen, so daß der Hund aus dem Kreis nicht mehr heraus konnte. Oft blieb er, am ganzen Leibe ruckhaft zitternd, stehen, die Zunge weit aus dem zuckenden Maul, die Augen wie flehend zu den Leuten aufgehoben. Aber der Metzger schlug und stampfte schon wieder von neuem und die Jagd ward erbarmungsloser.

Dann blieb der Hund plötzlich liegen, den Körper an den schmutzigen Asphalt gepreßt, den Kopf nach oben geworfen, zermartert und zerschunden. Emanuel hatte sich weit über das Gesims hinaus gebeugt und den Menschen da unten zugerufen: „Lassen Sie ihn doch hinaus.“ Aber niemand bekümmerte sich um den bleichen Knaben am Fenster oben. Oder vielleicht hörten sie ihn gar nicht. Erst als der Hund sich langsam am Boden nachschleppte und dann mit einemmal nicht mehr weiter konnte, gaben etliche den Weg frei und riefen: „Jetzt spring' fort, renne kleiner Köter.“ Aber der Hund war am Verenden. Noch einmal hob er den Kopf nach dem Fenster empor und blickte Emanuel mit brechenden Augen an. Es lag darin beides: Ergebung und Flehen. Die Leute verliefen sich jetzt, und auch der Metzger setzte seinen Weg fort: „Jetzt muß ich nach der Arbeit noch mein Bier haben,“ gröhnte er mit rauher Stimme. Der Hund legte den Kopf auf den Asphalt gerade vor den Körper hin, dann versuchte er noch einmal aufzustehen. Es ging aber nicht mehr.

Bald kam ein Kehrichtkarren des Weges und ein pfeifender Arbeiter nahm die Hundeleiche auf die Schaufel und warf sie zum andern Unrat auf den Wagen.

In diesem Augenblicke erwachte Emanuel. Unter der Brust saß ihm ein weher Schmerz, der ihn fast zersprengte. Dieser Druck verließ ihn auch während des ganzen Tages nicht. Er fühlte ihn be-

sonders stark, als ihm Titus während eines Spieles auf der Straße so nebenbei mittheilte, daß Herr Blinghel heute Abend den Sachsen überraschen, den Hund aus dem Verstecke nehmen und dann die nötigen Maßnahmen ergreifen wolle. Emanuel faßte den Entschluß, dem Musiker abzupassen, ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen und vielleicht gar den Hund für diesen Abend zu sich nach Hause zu nehmen. Er wartete denn auch vor der Hintertüre der Merkuria, dem Eingang für das Dienstbotenvolk und die Musiker.

Es war kalt und neblig. Bloß eine Laterne brannte in der Nähe, und der Nebel fraß an ihrem Lichtbündel. Das Türloch, das einen Musiker nach dem andern verschluckte, war dunkel und glözte fast unheimlich. Als er aus der Ferne acht Uhr schlagen hörte, faßte Emanuel eine stumme Verzweiflung. Er mußte den Sachsen entweder verpaßt oder übersehen haben. Was tun? Er überlegte lange. Dann schlüpfte er ebenfalls in das Türloch hinein. Im Gange war es stockfinster und roch dumpf und moderig. Emanuel tastete sich am Treppengeländer aufwärts. Oben führte ein niederer Gang nach dem Podium. Man hörte das Gewirr von Instrumenten, die gestimmt wurden. Emanuel kam dem Podium immer näher. Schließlich stand er vor der Türe, die auf das Podium hinausführte. Durch das Schlüsselloch zuckte eine Lichtperle. Der Kleine spähte durch das Loch und sah in einem hellerleuchteten Saale

Menschengewirr, Tische und Teller und schillernde Wandornamente. Zur Linken des Podiums glockten die weißen Flächen zweier Pauken, zwischen denen Neumann saß. Er saß gebückt und zerrieb auf seinen Knien einen Schmuckfleck. Ahnungslos saß er dort, nicht wissend, was ihm an diesem Abend bevorstand. Emanuel wußte, daß er nun mit dem Manne nicht mehr reden konnte, denn alle Augenblicke mußte die Musik beginnen; der hagere Dirigent stand bereits an seinem Pult. Emanuel tastete sich weiter und kam dann durch eine Nebentüre in das Zimmer, wo die Pauke mit dem darin versteckten Tiere stand. Hier war es noch dunkler als im Gange, dazu feucht und dumpf, es roch nach veraltetem, abgestandenem Gerümpel. Spinnweben tasteten nach Emanuels Gesichtchen. Er schob sich im Dunkel zwischen den Gestellen, Kisten und Brettern hindurch zu der Pauke vor, deren Standort er auswendig kannte. Der Hund regte sich und schmatzte mit dem Maul, als Emanuel in den Paukenbauch hineingriff.

In dem gleichen Augenblicke traten zwei Männer in die Dunkelheit, der eine, an der lässigen Haltung nach zu schließen, ein Angestellter, hielt eine Kerze in der Hand. Der andere war Blinghel. Bevor der Schein der Kerze sich durch den Gerümpel hindurch nach der hintern Ecke tasten konnte, hob Emanuel mit fast mechanischem Griff den Tierleib an sich, schlug den Kittel über das sich erschrocken gebärdende Etwas und duckte sich

hinter die nächststehende Kiste. Dabei ergriff ihn ein Schwindel. Die kalte Schnauze des Hundes tastete sein Kinn ab, den Puls des Tieres spürte er auf der Brust.

„Zum Teufel, was ist denn das,“ rief Blinghel aus, als ihm der Angestellte hinter die Kisten leuchtete. „Donnerwetter, das ist ja, wenn ich mich nicht irre, der kleine Fischer. Titus hatte recht, daß er mich auf diesen Schlingel aufmerksam gemacht hat.“ Emanuel ließ den Dackel fallen und drückte seinen Lockenkopf in die Hände. Der Hund blieb verwundert stehen und schleckte sich dann behaglich.

Der Wirt Blinghel, der dem Polizeimann auf dem Fischmarke glich, vergaß, daß der Sünder vor ihm ein Kind war.

„So, so hintergehen also wollte man mich, dazu noch so raffiniert. Aus dir kann ja etwas Nettes werden,“ schloß er. Dann drehte er sich in übergroßer Wut nach der Türe. Der Mann mit der Kerze ergriff den Hund wie einen zum Schlachten bestimmten Hasen und ging ebenfalls.

Später stand Emanuel am Büfett und fragte den Wirt Blinghel, der sich wiederum mit roten Coupons beschäftigte: „Was habe ich denn Böses getan?“ und dann stockte er. Seine Hände griffen in den Marmor. Er kam sich in der großen Halle mit einemmal verlassen und einsam vor. Da jetzt seine Mutter nicht bei ihm war, fühlte er sich ganz der Rücksichtslosigkeit und der Gewalt des Wirtes ausgeliefert.

„Geh nur, es hat keinen Wert, sich mit dir einzulassen. Ich will mir's überhaupt überlegen, ob man dir in Zukunft nicht die Merkuria verbieten soll,“ schloß er. Der Wirt sprach das alles in seinen eigenen Groll hinein. Er schaute keinen Augenblick auf den Knaben, womit er ihn strafen wollte. Er war wirklich erzürnt über diesen Burschen, der seinen Plan kreuzen, ja ihn hintergehen wollte. Emanuel stand immer noch am Büfett. „Weshalb! Weshalb!“

„Wenn dir dein Inneres nicht sagt, was ein Betrug ist, dann . . .“, er brach ab, als wollte er herrisch hinter alles den Schlußpunkt setzen.

Emanuel mußte somit gehen. Zuhause war man über sein langes Ausbleiben in allen Ängsten. Die Mutter war verschlossen und schickte ihn zu Bett. Sie sagte das Gute-Nacht ohne Wärme.

Am andern Tage traf Emanuel im Treppenhaus Herrn von Stein, der bereits alles wußte.

„Das ist nicht schön von dir,“ sagte er. „Ich hätte das von dir nie erwartet. Solch üble Dinge sollten in dir noch keinen Platz haben.“

Im gleichen Augenblick rannte Titus die Treppe hinab. Er blieb stehen und überflog die beiden mit einem leicht spöttisch wissenden Blick.

„Wenn mein Titus so etwas tun würde, na, ich weiß nicht, was er von mir zu erwarten hätte.“

Fast mit einem Blick des Wohlgefallens streifte Herr von Stein seinen Sohn und ging davon.

Emanuel und Titus standen nun ganz allein im Treppengange. Emanuel hatte die Hand erschreckt

auf das Geländer gelegt. Mit einer tiefen Verwirrung mischte sich eine unendliche Qual.

Eine kleine Pause.

„Ich weiß: ich bin im Recht,“ sagte er leise, als ob er sich dadurch vor Titus behaupten wollte.

„Beweise es.“ Dann rannte Titus die Treppe aufwärts. Er pfiß und benahm sich mit Absicht laut und vernehmlich

Emanuel suchte nach einer Antwort. Er empfand in diesem Augenblick eine grenzenlose Liebe zu dem Sachsen Neumann und zu dessen Dackel, zu allen beiden; er empfand auch die große Liebe des Sachsen zu seinem Tiere und die Zuneigung und Treue des Tieres zu seinem unbeholfenen Herrn. All diese Zuneigung, Treue, Liebe und Empfindsamkeit ahnte er in ihrer ganzen Größe, und er empfand daher um so mehr die kühle Kluft, die sich zwischen jenen und der Welt Blinghels, Titus' und Herrn von Steins auftrat, der Welt des Stolzes, des Selbstbewußtseins, der Gewalt, der Sicherheit und der Strenge, und auch der Welt der Widersinnigkeit. Die Leute dieser Welt flagten ihn an; der Wirt Blinghel, Titus, Herr von Stein, alle nannten ihn einen Betrüger. „Beweise es,“ damit hatte ihn Titus soeben vernichten wollen. Oben sprang er die Treppe hinauf wie ein mutiger Wolfshund, wie ein zielsicherer Regent.

„Das kann man nicht . . .“, die Stimme Emanuels erdrückte sich selbst. Es überlief ihn kalt und heiß, und sein Kopf drückte ihn. Weinen konnte er nicht.

Als Emanuel im vierzehnten Jahre in eine neue Schulklasse eintrat, traf es sich, daß er mit Titus von Stein zusammenkam. Das Schulzimmer lag schattenhalb, hatte schmutziggraue Wände und zwei nüchterne Messinglampen. Titus saß in der vordersten Reihe, Emanuel zwei Reihen weiter hinten. Titus war ein vorzüglicher Schüler, er brauchte sich nicht anzustrengen, alles floß ihm spielend aus der Hand. Wenn er sich wie eine Porzellanfigur in die Lehne zurücksetzte, und sich in die schwarzen Höhlen unter seiner senkrechten Stirne die Schatten legten, dann löste er das vom Lehrer gestellte Exempel unfehlbar richtig. Emanuel spürte die Sicherheit dieses Kameraden schon in den ersten Tagen. Es war wie eine Gefahr für ihn. Er löste seine Rechnungen falsch und wurde von dem neuen Lehrer am ersten Tage getadelt. In der Pause fühlte sich Emanuel nicht aufgelegt, mit den neuen Kameraden, die sich fast stets um Titus scharten, zu spielen; er stand am Gartenhag und blickte in den vernachlässigten Park hinüber, in dem das Unkraut herrlich groß stand, Eidechsen über den Boden schlängelten, frühe Schmetterlinge auf durchsichtigen Glockenblumen sich wiegten, und ganz hinten zwischen wirrem Gestrüpp die weiße Fassade eines barocken Landhauses schimmerte. Einmal erschien in dem von Bäumen überdachten Parkwege ein Mädchen, etwa im Alter von zwölf Jahren, zart, schlank, mit gelbem Haar und einer fast kränklich zarten Stirne. Jetzt war das ganze Bild, die Bäume, der verlorene

Parkweg, die schimmernden Häusermauern und hinten in der lichten Öffnung das stille Mädchen, von einer sommerlichen, friedlichen Süße, und Emanuel war es, als verspürte er das Zusammenprallen zweier feindlichen Welten, als die Schulhausglocke schrillte und er mit hundert gröhrenden Mädchen und Knaben in den Türrahmen des grauen Sandsteingebäudes gestoßen und geschoben wurde.

Schon am ersten Tage ergab sich ein unglückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände, die Emanuel gleichsam ins Widersachertum zu seinem Lehrer brachten. Titus hatte eine Frage des Lehrers richtig beantwortet. Der Lehrer wandte sich hierauf an Emanuel, dem noch der helle Klang von Titus' Stimme in den Ohren klang, die überaus sieghafte Bewegung des Rückens und die gespannte Ader des Halses vor Augen stand. Das verwirrte ihn. Zudem kam ihm die Geschichte mit Neumann in den Sinn, dann stieg die Angst und Beflemmung jenes schaurigen Traums in ihm auf, legte sich ihm schwer auf die Brust. Es war ihm, als müßte er auseinanderfallen. Dazu blickte Titus rückwärts und sein zügellos offener, zudringlicher Blick schob Emanuels Willen zur Sammlung gewaltsam hinweg. Dazu blickte der Lehrer Emanuel unwillig an, als wenn er ihn für irgendetwas schuldig sprechen wollte. „Entweder man kann es, oder man kann es nicht,“ fuhr seine Stimme wie ein geschliffener Stahl in die Stille des Schulzimmers. Titus gab darauf die richtige

Antwort, mit einer Stimme, die frei, laut und fast frech war und sich merklich ihres hellen Klanges freute.

Dann traf es sich, daß Emanuel und Titus jenes Mädchen aus dem an den Schulplatz stoßenden, Park trafen. Emanuel fühlte einen zarten Schwindel in seiner Schläfe, halb ergriff es ihn süß, halb beklemmend. Was ihm in traumhafter Entfernung bis dahin so liebeswert erschienen war, das beängstigte ihn nun fast, da es in seine sinnliche Nähe kam. Er roch den Duft ihres gefältelten Kleidchens, spürte die Bräune ihrer glatten, braunen Haut, und war verwirrt. Er hatte sie in seinem Herzen als das Mädchen im Parkwege, als das bräunliche Kind mit den stillen Bewegungen, fortgetragen, und nun stand sie vor ihm, lachte, zupfte mit der Hand an den Rockfalten und sprach. Das heißt, sie wurde von Titus dazu veranlaßt, der feck war und sie wie einen Kameraden behandelte. Emanuel begriff diese fast vorlaute Selbstverständlichkeit, mit der Titus alle Hindernisse wie ein junger Jagdhund übersprang, nicht recht; fast widerte sie ihn ein wenig an.

Dann erfuhr Emanuel eines Tages, daß Titus das Mädchen einmal in die Merkuria eingeladen hatte, und später gab es in der Steinschen Wohnung eine Geburtstagsgesellschaft, zu der das Mädchen auch eingeladen wurde.

Es saß neben Titus. Emanuel hatte, wohl auf besondere Anregung Titus' hin, fast zu unterst am Tische Platz nehmen müssen. Berge von Ku-

chen führen auf. Frau von Stein ging mit zwei Dienstmädchen in weißen Häubchen am Tische auf und ab, ließ einschenken und auftragen und sah mit schmeichelnder Sorgfalt nach dem Rechten; sie gab sich den Anschein einer Kinderfreundin, trieb die Stimme in eine dünne Höhe und pflegte einen kindlich milden Ton; im Grunde aber war sie keine Kinderfreundin, und Emanuel, der den Blick zwischen den Kuchenbergen, den silbernen Rannen und den zierlichen Täßchen hindurch nach der dünnen, schmalen Frau wandern ließ, entdeckte die Verstellung und ließ sich zugleich zu einem Vergleich dieser Frau mit seiner Mutter ein. Seine Mutter war nicht so zerbrechlich, nicht so gezwungen liebevoll, sie spielte nie eine Rolle, sie war ernst und schweigsam, sie war vor allem wahrer.

Nach der Tafel verzogen sich die Kinder in verschiedene Zimmer, Titus zog Elgele an der Hand in das schönste, größte Zimmer des Hauses und zeigte ihr dort ein paar Bilder an der Wand, die hübsche Ausschnitte boten von Landgütern aus dem reichen Besitze der Steinschen Familie: Parkanlagen mit weißen Steinbänken, sauber gepflegte Teiche und ein behäbiges, barockes Landhaus.

„Das gehört uns,“ erklärte Titus zu jedem Bild, und forschte mit geheimen Blicken, ob sein Spiel mit diesem imponierenden Familienbesitzum bei Elgele Erstaunen erwecke. Er übersah sogar Emanuel, der zwischen den beiden Schiebetüren erschienen war.

Später kam auch Frau von Stein in das Zimmer und begann, gleichsam ihrem Sohn Unterstützung verleihend, dem Mädchen die Bilder zu erklären, scheinbar uneigennützig. Aber Emanuel sah deutlich zwischen dem dünnen Schleier ihrer fränklich milden Stimme hindurch ihre Eitelkeit, die mit diesen Bildern ihre Neze nach dem Opfer auswarf. Und sie fand ihr Opfer, denn Elgele bewunderte die Bilder, als ob es im Geist bereits durch die Parkwege schritte. Emanuel sah die großen, durch die Bewunderung geklärten Augen Elgeles, aber er sah auch, wie wohlgefällig Titus neben dem Mädchen stand, wie boshaft dankbar er seiner Mutter am Munde hing, die fortwährend die Bilder erklärte. Diese Menschen, die selbst nicht schön waren, verstanden es, sich mit andern Dingen schön zu machen.

Emanuel empfand, daß diese Menschen, Titus und Frau von Stein, ohne diese Landgüter vor Elgele unbedingt nackt, splitternackt dagestanden wären, in ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit erbärmlich hilflos, und nichts sagend, aber mit diesem Besitztum gaben sie sich ein Kleid, das ihre Nacktheit verdeckte und sie stark und bewundernswert machte.

In dem Augenblick, als Titus Emanuel unter der Türe entdeckte, glomm in seinen Augen eine tückische Flamme auf.

„Wir laden dich auf unser Gut ein, wenn es dir dein Papa erlaubt,“ wandte sich Titus an das Mädchen, das mit dem Kopfe bescheiden nickte, warf dann einen flüchtigen, schnellen Blick auf

Emanuel und fuhr mit betonter Stimme fort:
„Wir haben dort Ponys ... und du kannst reiten, wenn du willst.“

Da zuckte das Mädchen zusammen, sein Blick glitt langsam an dem hohen, braunen Holztäfel des Zimmers abwärts, hinunter bis an den schweren Teppich.

„Ich kann nicht reiten.“ Elgele sagte dies mit der Beflemmung einer schüchternen Beschämung.

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„O, du wirst dies lernen,“ lachte Titus kurz auf.

„Es ist gar nicht schwer.“

„Ich habe ein krankes Knie . . . , kann es nie mehr biegen.“

Deshalb riß Titus die Brauen in die Höhe. Er verstand das Kind offenbar nicht recht. Elgele aber sagte ihm halb mit Beschämung, halb mit geschäftiger Lehrhaftigkeit, daß es bei einem Schlittelfall sich einen Kniebruch zugezogen habe, der seine schlimmen Folgen nach sich ziehe. Die Ärzte hätten schwache Hoffnung auf eine vollständige Besserung.

Nun kann sie nicht reiten, durchflog Emanuel ein Gedankenblitz, und ein plötzliches Frohlocken ertönte in ihm. Wo Titus überall gesund, reich und siegend war, da hatte Elgele ihre Krankheit, ihr Gebrechen; sie war somit anders als Titus. Er hätte jauchzen mögen bei diesem Gedanken.

Als es dämmerig wurde, löste sich die Kindergesellschaft auf. Im Treppenhaus hallte es vom Lärm abwärtsseilender Knaben und Mädchen.

Elgele war die letzte.

Emanuel hatte sich aus der Steinschen Wohnung heimlich weg- und sich unten im Treppengang in eine Nische gedrückt, von wo er den Weggang des Mädchens betrachten konnte. Es geschah aber, daß im gleichen Augenblicke, als Elgele die Treppe herabkam, durch eine Hintertüre jemand das Treppenhaus betrat und in wenigen Augenblicken an Emanuels Versteck vorüberkommen mußte. Emanuel mußte unter allen Umständen das Versteck verlassen und er trat notgedrungen aus der Nische hervor. Elgele nickte ihm freundlich zu, wollte ihm etwas sagen, wurde aber durch das Erscheinen einer Frau abgelenkt, die mit einem Putzkessel, ein dunkles Tuch um die Stirne, mit schwerem Atem auf den Boden kam.

„Habt ihr's schön gehabt,“ fragte sie Emanuel fröhlich, und bestieg dann den Lift, der sie aufwärts trug. Es war Emanuels Mutter.

„Kennst du diese Frau,“ fragte Elgele den Knaben, und richtete den großen Blick frei in seine Augen. Er schien mit sich zu ringen, war bleich, suchte zu reden und kämpfte mit etwas. Er erinnerte sich an all das, was noch vor einer Stunde in der Steinschen Wohnung oben vor sich gegangen war: An die magere, reiche Frau von Stein, die Elgele imponieren wollte, an Titus, der mit dem Reichtum seines Vaters sich stark und herrisch zeigte, an die hohen dunkeln Zimmer mit alten breitspurigen Möbeln, an die Pergamentbände mit Familienwappen und an ein trozig-ernstes Por-

trät mit einem Herrn in steifer Krause. Ach, und diese ganze Welt mußte Elgele groß und liebwert scheinen, mußte ihr als etwas Begehrliches vorkommen, wie ein Licht, das die Menschen, die es einhüllt, königlich und würdevoll macht.

„Mein, ich kenne sie nicht,“ würgte Emanuel hervor, im gleichen Augenblicke unter der Last einer unaussprechlichen Schuld fast zusammenbrechend. Er hatte seine Mutter verraten. Sie ging auf die Winde hinauf, fegte dort verharzte Holzböden rein, bis ihre Knie brannten, und die Hände vom scharfen Seifenwasser rissig wurden, und er stand da unten und verleugnete sie.

„Ich dachte zuerst, es sei deine Mutter.“

Emanuel suchte mit hilflosem, gehehmem Blick die Granittreppe ab, als ob er ihn daran fühlen wollte, zugleich nahm er von der Seite wahr, wie ein letzter Dämmerstrahl durch die hohen Fenster fiel und sich auf Elgeles blondes Haar legte, und ihren schmalen, bleichen Hals mit den kleinen beschatteten Furchen berührte. Er wollte sie nicht verlieren und sagte, die ganze Qual des Herzens in die Tiefe pressend:

„Nein . . ., es ist nicht meine Mutter.“

Jetzt erhob sich im oberen Stockwerk ein durchdringendes, schneidendes Lachen, und Titus, der den Kopf ans Liftgitter gepreßt, Horcher der vergangenen Szene gewesen war, rief herab: „Aber das ist doch deine Mutter.“

Elgele blickte Emanuel ungläubig und vorwurfsvoll an und schüttelte ganz leicht, als ob sie etwas

nicht verstände, den Kopf. Es gab eine Pause, während der Emanuel in sich die Hölleflammen von Wut und Schmerz, von Schuldbewußtsein und Rachsucht verspürte, zugleich aber auch zum ersten Male erkannte, wie weh das tut, wenn man aus einem schuldlosen Herzen und einer tiefen Inbrunst etwas tut, das nach der Außenwelt hin böß und schuldvoll aussieht und gerade diejenigen Menschen, die man lieb hat, nicht erkennen können, daß der dornige Strauch im Grunde genommen aus einer verborgenen goldenen Wurzel kommt. Elgele wandte sich von ihm ab, und er wußte nicht, ob sie es aus Verlegenheit oder aus dem Willen, ihn zu strafen, tat. Sie ging, die schwere Lüre fiel stöhnend ins Schloß, und ihr klagender Laut fuhr durchs Treppenhaus aufwärts, wie ein verletzter Vogel, der dem Käfig entweichen möchte.

Am andern Tage kam Frau von Stein in die Fischersche Wohnung hinab, um Emanuel zum Kaffee in die Merkuria einzuladen; Titus habe auch Elgele dazu eingeladen; er kenne ja das Mädchen, meinte sie zu Emanuel, der in der Sofaecke kauerte und sich vor irgendetwas Kommendem fürchtete. Als er die Einladung ausschlug, waren beide Frauen verwundert.

„Ja . . . wenn du nicht willst,“ machte Frau von Stein, scheinbar mit verzeihendem Gleichmut, während ein verletzter Stolz ihr aus den kleinen Augen schimmerte. Frau Fischer sagte streng zu dem Knaben: „Du gehst mit.“ Sich dem Willen

der Steinschen Familie zu beugen, kam nicht aus ihrem Herzen, aber sie tat es aus Gewohnheit. Emanuel schüttelte den Kopf und senkte ihn, daß sein Kinn sich in den weißen Bubenkragen hineinpreßte. Die Hände hatte er fest an die Brust gezogen, als ob sie ihm jemand auseinander reißen wollte. Nachdem Frau von Stein gekränkt weggegangen war, schritt Frau Fischer ganz nahe an ihren Sohn heran, daß seine nackten Knie mit ihrer feuchten Putzschürze in Berührung kamen.

„Warum trodest du? Ich will es wissen,“ fragte sie mit eisiger Kälte, obwohl es ihr selbst weh tat; er schwieg, er sah seine Mutter nicht, er hörte ihre Stimme nicht, alles drehte sich vor ihm, blaue und grüne Ringe tanzten vor seinen Augen, dazu war es noch düster und fröstelig in der Stube.

Die Mutter schlug ihn.

Um seinen Hals legte sich ein brennendes Band, aber nicht so brennend wie der Schlag, der mitten in sein Herz, in seine Ratlosigkeit, Zerknirschung und Unruhe hineinfuhr. Er wollte weinen, wollte sich der Mutter an den Hals werfen, aber seine Hände sträubten sich dagegen. Dann stieg ein dunkler Trotz in ihm empor, ein Trotz gegen die Menschen, gegen die Außenwelt, überhaupt gegen alles, was außer ihm lag und sein Inneres bedrängte, erniedrigte und beleidigte. Die Welt arbeitete nach Gesetzen, die wohl für sich selbst richtig sein mochten, die aber für ihn keine Gültigkeit hatten. Andere logen und er log, andere trockten und er trockte, andere verleugneten ihre

Mutter und er verleugnete seine Mutter, und doch fühlte er, daß er mit den andern nichts zu tun hatte. Übrigens bemerkte er, daß immer dann, wenn sein Herz einen ehrlichen, inbrünstigen Weg gehen wollte, seine Hand gezwungen war, etwas seinen Mitmenschen Unbegreifliches und Unwürdiges zu tun: so mußte er die Mutter verleugnen, weil er lieben wollte. Solange er ganz für sich allein in irgendeinem Winkel saß, empfand er in seinem Herzen eine Ruhe, die wie Musik war, wie etwas, zu dem es keinen Widerspruch, keinen Feind gab, aber sobald er unter die Menschen trat und in das dämonische Gewebe ihrer Beziehungen hineingerissen wurde, wie in einen gefährlichen Strudel, dann wurde er ohne zu wollen schuldig, rief ohne zu wollen Feindschaft und Widerspruch hervor, sah, wie sich seine besten Vorsätze, sobald sie sich nach außen hin äußern wollten, sich ins Gegenteil verdrehten, als ob sie einem furchtbaren Zaubergesetz unterworfen wären. So hatte er plötzlich eine brennende Furcht vor allem Handeln. Er spielte nun noch weniger mit seinen Schulkameraden, entzog sich, wo es ging, den Einladungen Titus', wurde stiller und verschlossener. Er dachte bloß an Elgele.

Oft schlich er sich abends in den Hof ihres Hauses, lehnte sich an einen abseits stehenden Baumstamm, und verliebte sich in ihren Schatten, der drüben hinter dem Fenster über die weiße Decke huschte. Die dunkeln Obstbäume, die das Haus umgaben, das wirre Gestrüpp und die Hecken, die

sich bis zum Schulplatz hinüberzogen, das alles war ihm vertraut und zugetan. Einmal fiel eine Türe ins Schloß, ein andermal ließ ihn ein zugeschlagenes Fenster zusammenschrecken, oft glaubte er Elgeles Namen in dem Hause aussprechen zu hören. Elgele hatte keinen Vater mehr, und wohnte mit ihrer Mutter und einer kranken Tante allein in dem Hause.

Einmal wäre Emanuel fast entdeckt worden. Er hatte sich zu nahe an die Haustüre hingetraut.

„Was tust du hier,“ rief von irgendeinem Fenster eine Stimme herab. Emanuel rannte über den Platz und verschwand im Dunkeln. Es kam ihm vor, als hätte man ihm gewaltsam etwas entreißen wollen. An diesem Abend war er zu Hause seltsam und verschlossen, daß ihn die Mutter zuweilen mit forschendem Auge anblickte. Auch dem Vater mißfiel sein Wesen. Am Abend, als er schon im Bette lag, kam die Patin. Sie redete lange mit seiner Mutter, bis in die tiefe Nacht hinein. Beide Stimmen klangen durch die dünne Wand hindurch, die der Mutter dunkel gefärbt, als trüge sie eine schwere Last, die der Patin gleichmäßig und bedächtig.

„Der Bub gefällt mir nicht,“ hörte er einmal seine Mutter sagen. Dann legte er die Ohrmuschel an die Wand und vernahm Wortbrocken, wie: verschlossen . . ., so gar nicht, wie ein Kind sein sollte. Frau Oberlin verstand er nicht, da sie offenbar der Wand abgekehrt sitzen mußte. Er versuchte zu schlafen, drückte den brennenden Kopf ins Kissen,

wälzte sich hin und her und sehnte sich nach dem Weggang der Patin. Einmal stand die Mutter auf und ging im Zimmer auf und ab. Er hörte, wie sie sagte: „Ich bringe einfach die Gedanken nicht los, an seiner Taufe sei gesündigt worden. Ich weiß nicht, aber ich bin so unruhig, wenn ich an das zurückdenke, was wir damals — ihre Stimme wurde leiser, fast heiser — gebetet haben. Ob es doch nicht vermessen war, den Pfarrer zu verbessern, der Wahrheit seiner Worte zu mißtrauen. Tausende beten so, wie der Pfarrer damals am Taufbecken gebetet hat, ich meine, so einfach, so voll Zuversicht und Ergebenheit. Wir waren damals vielleicht verwirrt und haben deshalb so Vermessenes gewollt. Ich werde immer unruhig, wenn ich daran zurückdenke. Nun wird mir der Bub so eigenartig, so fremd, daß ich ihn oft nicht mehr zu kennen glaube und . . .“ Emanuel hörte deutlich die Mutter schluchzen. Er verstand nicht alles, aber das war ihm klar, daß die Mutter um seinetwillen schluchzte.

In der gleichen Nacht war bei Steins oben Nachtgesellschaft. Schon am Nachmittage hatten nervöse Köche und Dienstboten geräuschvolle Vorbereitungen getroffen. Abends um acht Uhr hatten dann die ersten Kutschen vorzufahren begonnen, schlanke, aristokratische Frauen entstiegen den schwarzen Wagenkästen, sorgsam und sicher den glänzenden spitzbeschuhten Fuß aufs Trittbrett aufsetzend, gefolgt von Herren im Zylinder und schwarzen Handschuhen, alle ernst und hager, als

ginge es zu irgendeiner bedeutsamen Konferenz. Herr Fischer stand am Lift und fuhr die Herrschaften aufwärts. Schwere Seidenkleider rauschten, dicke Brüsseler Spitzen verfingen sich zuweilen am Liftgitter, daß alte Damen mit spitzer Stimme protestierten, schwere Parfumes erfüllten den Lift, vermischt mit dem Geruch von Glacehandschuhen und frischen Unterkleidern. Die meisten Herren streckten Herrn Fischer ein Trinkgeld hin, immer mit jener wortlosen, scheinbaren Selbstverständlichkeit, die den Bealmoosten demütigen muß.

Emanuel hörte von seinem Bett aus das Hufgerassel der Pferde und das Rollen der Wagen, deren Laternen beim Vorüberfahren auf einen Augenblick einen gelben Lichtdämmer ins Zimmer warfen. Und dazwischenhinein hörte er das Weinen seiner Mutter, wie dunkler Wein vor einer hellen, fahlweißen Wand. Da ergriff ihn die Wut vor diesen Leuten, die aus den Droschken stiegen, sich von seinem Vater hinauffahren ließen und ihm Trinkgelder in die Hand drückten, dann an langen Tischen soupierten und von greifbaren oberflächlichen Dingen sprachen und alle sich stolz und lebensstüchtig gaben, und von denen am Morgen die Dienstmädchen allerlei eigenartige Dinge sich zuraunten: Tänze bei dämmerndem Licht, verstohlene Plaudereien an Herrentischen, heimliches Armkneifen und Küssen und andere Dinge, die Emanuel nicht verstand. Alle diese Menschen behaupteten, das Leben richtig zu ver-

stehen, derweil seine Mutter litt und weinte und in diesen Leiden und Kimmernissen mit ihrer Zerquältheit und Demut doch weit schöner war, als jene. Mit einem schweren Wehgefühl schlief Emanuel ein. Die Träume folgten sich wie ein überstürzendes Kaleidoskop, und seltsam, er befand sich auf einmal in einer Menagerie, halb glich sie einer wirklichen, die er vor einem halben Jahr auf dem Hügel vor der Stadt besucht hatte, halb war sie fremd und phantastisch. Es gab da ein Gewirr von Tieren, solche, die Freiheit genossen, und solche, die in der Gefangenschaft schmachteten, solche, die in königlicher, fast frech zur Schau getragener Würde einhergingen, und solche, die sich in die Ecken drückten und geschlagen wurden. Da war ein Elefant, der mit der Beinpfoste kleine Hündchen, Meerschweinchen und weiße Ratten zertrat, daß das Blut an die weiße Zeltwand spritzte und dicht daneben lag ein weißer, indischer Stier, dem ein brutaler Tierwärter das Rückenmark zerbrochen hatte. Hinter einem Zelt ging ein Tiger frei herum, und fraß einer Affin das Junge von der Brust weg. Die unglückliche Mutter warf sich im Käfig hin und her, versuchte dem Räuber ihr Kleines aus den Klauen zu entreißen, zog und zerrte, schrie mit menschlich ergreifender Stimme, bis sie dann endlich ganz erschöpft abließ, die erschreckten, sich langsam entfärbenden Augen auf das fremde Raubtier gerichtet, dem ein Neger über die Schultern strich und sagte: „Friß nur, es ist bloß ein schwacher Affe.“

erhob sich im Hintergrunde, wo es dunkel und schmutzig war, mit einem Mal ein durchdringendes Gebrüll, wie das eines gemarterten Menschen. Es war eine Hyäne, der man das Männchen zu Tode quälte, abermals war es ein starker, baumlanger Neger, der die Marter vollzog. Er legte dem Tiere glühende Eisenstäbe auf den Rücken, daß es sich wand und krümmte, weißen Schaum zum welken Munde herausfallen ließ und menschlich schluchzte. „Bloß eine schwache Hyäne,“ sagte der Neger zu einem schillernden Strauß und einem schönen Jaguar. Das Hyänenweibchen hockte, vor Schreien müde geworden, in eine dreckige Ecke, aus deren Dunkel man nichts als die leuchtenden Augen des Tieres sah, ein Glanz voll Treue und urtiefen Schmerzes. Und während das Dunkel des Menageriezeltens zunahm und zuletzt alles in einen schwarzgrauen Dunst hüllte, blieb nur noch dies leuchtende Auge übrig. Sein Glanz und seine Tiefe nahmen zu und auf einmal hatte es die Sprache eines Menschenauges, bis Emanuel mit einemmal wahrnahm, daß es das Auge seiner Mutter war. Er schrie auf und erwachte.